

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

[Text]

[urn:nbn:de:bsz:31-339789](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-339789)

Des Wanderers Gruß.



Glied auf!

Mit frisch gefasstem, männlich hohem Muth
Ergreife ich den treuen Wanderstab,
Und steige bei der Sonne Morgengluth
Mit warmem Gruß, bergauf, bergab.
Ich klopf' an die bekannte Hütte,
Worin der Bauersmann nach alter Sitte —
Sein Dankgebet empor zum Schöpfer sendet,
Der nie sein wachend Auge von ihm wendet.

Ich poch' an jedes braven Bürgers Haus.
Der Dorfschulmeister nickt mir freundlich zu,
Und der Herr Pfarrer schaut nach mir heraus.
Und mancher Schloßhof beut mir grüßend Ruh'.
Dann setzt sich Jung und Alt in traute Runde,
Aus Fern und Nah erzähl' ich manche Kunde,
Wie man es treibt und wie es ward getrieben,
Was uns entchwand, und was uns treu geblieben.

Es steigen Thränen oft in manches Aug',
Wenn ich zu dem und jenem Freunde will,
Der heut' die Hand nicht beut, nach altem Brauch.
„Seit Monden schläft im Grab er stumm und still.“ —

Dann fass' ich tröstend der Verzagten Hände: —
„Es geht im Grab das Leben nicht zu Ende!
„Ihr seht ihn wieder in des Himmels Höhen,
„Wo jedes Leid und jeder Schmerz vergehen!“ —

Das Leben nimmt den allbekanntnen Lauf.
Es bleibt nicht immer gut, nicht immer arg.
Es gibt uns Lust, wie Trübsal in den Kauf,
Und Enkels Wiege, folgt Großvaters Sarg.
So bringt manch jugendliche Mutter heuer
Mir froh entgegen einen kleinen Schreier.
Vor Jahresfrist war's Mütterlein noch Mädchen!
Hier spann es Heil, das alte Schicksalrädchen.

Mit starrem Blick den Myrthenkranz im Haar —
Betritt die Braut das Kirchlein auf der Höh' —
Und kniet andächtig nieder am Altar. —
Ihr Bräutigam — der schlummert tief im See.
Er steuerte so muthig durch die Wogen,
Da hat ein Sturm ihn rasch hinabgezogen.
Den Wand'rer schmerzt es, solches zu erzählen:
Nasch trennt das Schicksal oft die treu'sten Seelen.

Ein heil'ger Friede blüh' in Badens Land.
Der Segen Gottes walte überall,
Und Fürst und Volk umschling' ein freundlich Band.
O möchte nie der Kriegstropete Schall
Ob dieser Fluren fürchterlich erdröhnen,

Und Glück und Heil auf lange Zeit verpönnen.
Herr, der die Sterne lenket und die Sonne,
Schenk' diesem Jahr auch deiner Gnade Wonne!
Glück auf!

Die deutsche Landwirthschaft in ihren Fortschritten.

Noch Anfangs dieses Jahrhunderts, also vor fünfzig und einigen Jahren, sah es in Deutschland gar öd und traurig um die Landwirthschaft aus. Der Erwerb damit war sehr gering; denn die vielen Kriege, die durch Deutschland tobten, seit dem Mittelalter her, hatten den Wohlstand der Bauern untergraben und die Ausbildung ihres Denkvermögens verhindert, da kein Regent Zeit hatte, an die Verbesserung der Schulen zu denken. Das Eigenthum war unsicher, weeshalb Niemand viel darauf verwendete. Ebenso waren alle landwirthschaftlichen Erzeugnisse der Plünderung ausgesetzt, darum Niemand gern mehr anpflanzte und einheimste, als was er gerade bedurfte, Niemand sich besonders mit der Viehzucht abgab, die Ragen daher seit jener Zeit sich verschlechterten, ausarteten, ja in manchen Gegenden gänzlich verschwanden. All' dies zusammengenommen führte Schlassheit, Unkenntniß, Unstiltlichkeit und namentlich große Armut in den Bauernstand herein. Dazu kam, daß seit den Kreuzzügen hauptsächlich der Bauer immer mehr und mehr Leibeigner und Bröhner wurde, da er sich, wegen der sogenannten Kaufszeit, in welcher sich die deutschen Ritter und Herren immer in Fehden und kleinen Kriegen herumtummelten und dabei zuerst die Bauern plünderten und ihre Höfe anzündeten, — nach und nach in den Schutz der Ritterburgen und Klöster begab, um dadurch einem oder dem andern Uebel zu entgehen, und sich auch einstweilen frei vom Kriegsdienste zu machen.

Der Bauer war daher damals nicht der Mann, der wie jetzt über sein Eigenthum schalten und walten konnte und seine Kinder erziehen und ausbilden durfte, wie dormalen. Nein — er saß nur auf dem Hof aus Gnade und Barmherzigkeit und mußte dafür seinem Herrn tagtäglich in Flur und Wald schaffen und seine Kinder um wenige Groschen in das Schloß als Knechte und Mägde liefern. Ja, es war so schlimm, daß, wenn es dem Herrn einfiel, er mit seiner Familie sein Bauerngut verlassen und Alles,

ausgenommen seine nothwendigsten Kleider, hinter sich lassen mußte, und nun zwar wieder ein freier, — aber auch ein Bettelmann war, dem nichts übrig blieb als zu stehlen, oder vor einer andern Schloß- oder Klosterthüre um eine neue Leibeigenschaft zu bitten. Das hieß man das Bauerulegen. So stand es vor einigen Jahrhunderten, ja größtentheils noch vor einem Jahrhundert mit den Bauern in unserem Deutschland. Kein Wunder, wenn dann dieser Stand in die Verachtung aller freien Leute gerieth. Kein Wunder, wenn dann auch die Sache mit der Person verwechselt wurde und kein Mensch etwas mit der Landwirthschaft zu thun haben wollte, da der Bauer ein größtentheils noch enstiltlicher und roher Knecht war, mit dem der Herr machen konnte, was er wollte, der Schäfer aber und der Schweinhirt, beide sehr nützliche Mitglieder in der Reihe der Landwirthe, für unehrlich erklärt wurden, mit denen kein anderer ehrlicher Mensch umgehen durfte, wenn er nicht selbst unehrlich werden wollte, ja, da es so weit gekommen war, daß es selbst für unehrlich galt sein mit vielen Mühen gepflegtes und herangezogenes Vieh, wenn es gestorben war, anzurühren oder auszuweiden oder seiner Haut zu berauben. Dazu bestellte man eigene unehrliche Männer, die Schinder, Wasenmeister u. d. m., die auf gleicher Stufe mit den Schäfern und Schweinehirten standen, und die im Wirthshaus ihren Tisch vorn an der Thür' und ihre Trinkgeschirre dort angehängt hatten. Aus dieser Zeit stammt denn auch die ungerechte Verachtung des so nützlichen Thiergeschlechtes, da es größtentheils für eine Schande galt, es zu pflügen, und aus dieser Zeit stammen auch die entwürdigenden, vom Vieh gebrauchten Nebenarten: fressen, fausen, verrecken, Luder u. d. m.

So standen diese Angelegenheiten zu Ende des vorigen Jahrhunderts noch. Die Landwirthschaft war verachtet und wurde in Folge dessen vernachlässigt. Da bekam auf einmal durch große Weltereignisse die Sache der Bauern eine ganz andere Wendung. Schon lange vor dem Ausbruch der verheerenden französischen Kriege aber hatte es einzelne Männer gegeben und namentlich einige erleuchtete gekrönte Häupter, wie Friedrich der II. (der alte Fritz)

von Preußen, Joseph II. von Oesterreich, Leopold II. von Toskana, der alte Markgraf von Baden, die die hohe Bedeutung der Landwirtschaft richtig erfaßten und mit der ganzen Begeisterung edler Männer dahin strebten, den Bauerndmann frei, nachdenkend und geschickt zu machen. Allein ihre erhabenen Bestrebungen mußten dennoch ohne große Erfolge bleiben, da ihre Zeit oder vielmehr deren Träger, die gebildete Klasse, sie noch nicht begreifen wollte, der Bauer aber, vermöge seiner unglücklichen Lage, sie nicht begreifen konnte. Daher kam es denn, daß Joseph's jugendlicher Muth und seine eiserne Willenskraft scheiterte an den Klippen, die noch unerschütterlichen Ruinen gleich, aus dem Mittelalter herüber in seine menschenfreundliche Regierungszeit ragten. Daher kam es, daß Friedrich II., der mit seinen wenigen Preußen eine halbe Welt geschlagen hatte, nicht im Stande war, die Seidenzucht für immer in seinen Staaten einzuführen, die Bauern frei zu machen, ja es nicht einmal erreichen konnte, den jetzt so allgemein hochgeschätzten Kartoffelbau, während seiner langen Regierungszeit, den Bauern allgemein begreiflich und beliebt zu machen.

Endlich aber schlug auch die Stunde, die das landwirthschaftliche Gewerbe ehrbar, frei und bewußt erklärte. Die napoleon'schen Kriege hatten die ganze alte Welt durchtobt und man hatte durch sie um so mehr den hohen Werth des Friedens und seiner Künste und Gewerbe kennen gelernt. Namentlich hat man durch die Erhebung des ganzen deutschen Volkes gegen den französischen Usurpator und deren Folgen erkannt, wie wichtig es für die Stärke des Staates ist, die stabilen Träger und Stützen jedes Landes, die Bauern besser heranzuziehen, wohlhabend und selbstbewußt zu machen. Das konnte aber durch nichts Anderes, als durch Aufhebung der Leibeigenschaft und durch Ablösung der Frohndverhältnisse und dann durch Hebung der Landwirtschaft, durch Beförderung all' ihrer Interessen: durch Errichtung von Ackerbauschulen und höherer Akademien, durch Gründung landwirthschaftlicher Zeitschriften, durch Herausgabe gutgeschriebener und lehrreicher Bücher und namentlich durch Bildung von landwirthschaftlichen Vereinen geschehen, in welchen sich Hoch und Niedrig vereinigte, um sich gegenseitig zu nützen, um mit einander im Vuche der Erfahrung nach den besten Regeln ihres gemeinsamen, nun plötzlich hochgeachtet gewordenen Gewerbes zu studiren, und sich zu belehren.

Ja, wahrlich durch die landwirthschaftlichen Vereine ist in Deutschland Unglaubliches in kurzer Zeit

geschehen und nur ihrem segensreichen Wirken im vereinten Kräften ist es zu danken, daß viele Gegenden des deutschen Landes in landwirthschaftlicher Beziehung Belgien und England bereits überflügelt haben, während dieselben Gegenden, wie wir im Eingang bemerkten, noch zu Anfang dieses Jahrhunderts allen andern Ländern, namentlich Belgien, Holland und England weit hinten nach waren. Den Hauptkeim zur Entwicklung dieses Gewerbes legte aber ganz besonders der Umstand, daß sich die gebildeten, geschicktesten, reichsten und hochstehendsten Männer in allen Gauen Deutschlands der Landwirtschaft mit ganzer Seele annahmen; für dasselbe lebten und webten, studirten und probirten, reisten und leisteten, trieben und schrieben, hörten und bekehrten, fragten und sagten, sprachen und dachten, — und Alles das, was sie herausgrübelten, gern edel und offen all' ihren Gewerbsgenossen, waren sie nun höheren oder niederen Standes, bereitwillig mittheilten. So steht denn jetzt bei Beginn des Jahres 1855 die deutsche Landwirtschaft auf einer allen fremden Nationen hohe Achtung gebietenden Stufe, obgleich, namentlich für den kleineren Landmann, noch ein großes Feld für sein vernünftiges Denken und Trachten und Vortwärtstreben brach liegt.

Wo sonst der geplagte Bauer mit 4 oder gar 6 Stieren vor dem stumpfen und schweren Pflug langsam durch das Feld zog, auch wenn er rührte und brachte, da hat er es durch fleißiges Bearbeiten und Tiefackern, durch tüchtiges Düngen mit Lockerdem Strohnist, durch besseres Einrichten seines Pfluges und durch gehörige Pflege und ordentliche Fütterung seiner Thiere, dahingebracht, daß er jetzt stolz und ohne Treiber allein mit 2 Stieren dahinfährt und sein Feld bestellt, die Hälfte an Zeit und Kosten erspart und die Arbeit besser wird, wie ehedem, da das Pflügen mit Treiber und mehr als 2 Häuptern immer unsicherer von flatten geht und dabei der Bestler manche unterlaufen läßt.

Wo man sonst nur leichte und stumpfe hölzerne Eggen über das Feld dahin streichen sah; die selbst bei großer Belastung dem Felde keinen tief eingreifenden Strich beizubringen vermochten, und wobei der Egger am Kopfe seiner Stiere ging — deren es häufig abermals 3—4 Stück waren — ohne sich weiter darum zu bekümmern, was dahinten die Egge für Arbeit mache und die er nur alle Viertelstunde einmal aufhob, um sie von Steinen und Unkraut zu reinigen, — da hat man sich schon jetzt häufig die eiserne Drabanter Egge angeschafft, um mit 2 Stieren

weit mehr Nutzen zu schaffen und die Egge fleißiger zu säubern. Wo man aber schon recht vorwärts geschritten ist, sieht man auch die unbehülliche Brabanter Egge mit ihren stumpfen und schweren Zähnen bereits wieder verdrängt und an deren Stelle schneidet die schottische und sächsische Doppellegge durch den Acker und reutet mit ihren nach vorn etwas gebogenen, messerartigen Zinken und ihrer geschickten Beweglichkeit — die namentlich mittels des getrennt Arbeitens der Stiere, wobei jedes Thier eine Egge zu ziehen hat, beide Stiere aber und beide Eggen dennoch nur von einem Manne geleitet und namentlich die Eggen von demselben Mann immer in Bewegung erhalten werden — alles Unkraut aus und zermalmt zugleich alle Schollen, klärt das Land und verhindert durch das fortwährende Hinterherschreiten und Bedienen von Seiten des Eggers, alles Sammeln von Gras, Rasenstücken und Steinen unter dem Instrument.

Wo sonst dürres, unansehnliches Vieh auf moorastigen Weiden herumshawankte, sich kaum halb satt nähren konnte und dabei häufigen Krankheiten ausgefetzt war, sehen wir jetzt fruchtbare Wiesen, die durch Gräben, Steindohlen und durch die neumodischen Unterdrains mit Thonröhren vollständig entwässert sind und die säftigsten und nährndsten Kräuter und Gräser hervorbringen, die zur Zeit der Heuernte auf großen Wagen in die Scheuer hereinschwanken, gezogen von weichhaarigen, kleintöpfigen, grabgestellten und kurzgehörnten Racestieren, die den ganzen Sommer hindurch auf keine Weide mehr gebracht werden, sondern im Stalle reichlich genährt und sauber gepuzt dem Händler oder dem Metzger entgegenharren und sich fast durchschnittlich einer geregelten, guten Gesundheit erfreuen. Ebenso sieht es im Kuhstall aus. Die Milchvertrocknungen und Euteranschwellungen, gelte und brummlige Kühe sind weit seltner und die Milch ist nicht nur besser, sondern das Maas auch reichlicher und auch die Kälber schöner geworden und bilden sich bei weniger gutem Futter, aber regelmäßiger Pflege zu trefflichem und geldeinbringendem Jungvieh aus.

Wo sonst auf den meisten Feldern die Halme eines ärmlichen Waizens oder Roggens einander „Werda“ zurufen konnten und einsam, kränkelnd und vom Rost befallen im Winde schwankten — da hat es die Verbesserung der Wiesen, der Futterbau, die Stallfütterung mit ihrem Düngierzusammenhalt und eine bessere Bearbeitung des Ackers, und eine Einführung zweckmäßigerer Fruchtfolgen, wohl auch die ordentliche Entwässerung sumpfiger Stellen dahin gebracht, daß

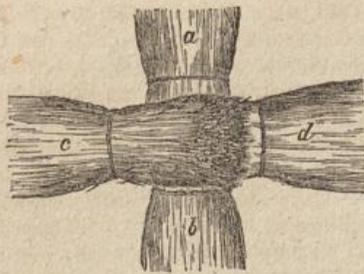
jetzt das Getreide wie im Wald dassteht und der Sichel —? — o nein, schon längst der Sense mit dem Gerüste harret. Denn wo sonst das mühsame Geschäft des Schneidens mit der Sichel Zeit und Geld fraß und den Leuten unnötige Rücken- und Augenschmerzen verursachte, hat jetzt der verständige Bauer gelernt, auch sein Getreide mit der Sense niederzuwerfen. Wohl war das ein harter Kampf, der lange angehalten hat und noch anhält, zwischen der Sense und Sichel, aber auch hier hat die Erfahrung entschieden. Der Bauer wird durch die Sense unabhängiger von seinen Arbeitern, weil er deren weniger braucht und ein großer Theil mit den Scinigen selbst niederhauen kann; braucht daher weniger Geld auszugeben, spart viel an Zeit und kann rascher die gute Witterung benutzen, die, wenn sie vorbei ist, nicht immer zur rechten Zeit wieder kommt.

Daß man es mit der Sichel etwas reinlicher machen kann, ist wohl wahr; aber dieser kleine Vortheil überwiegt die vorgenannten nicht; denn in dieser Beziehung kann man mit dem Rechen nachbessern. Auch wird dieser kleine Vortheil oft aufgehoben, wenn Regen eintritt und der Bauer zum Wenden des Getreides schreiten muß, wo dann mehr Unordnung in die Lagen des Getreides kommt, als durch das Mähen. Dasselbe gilt, wenn ein Sturm über die noch so sorgsam niedergelegten Lagen braust. — Daß man mit der Sense zu viel Aehren abschlage, ist — nach allen Erfahrungen tüchtiger Landwirthe und selbst nach veranstalteten Versuchen — ein reines Mährchen, das die liebe Gewohnheit und das Vorurtheil erdacht hat. Die Sichel, — und glaubt ihr mir nicht, so probirt's selbst, — verursacht eine gleichstarke Erschütterung beim Schneiden des Kornes, als die Sense beim Hauen, was man am besten erfährt, wenn man zwei gleichgroße Stücke auswählt, davon eines schneidet und eines mäht, und sich dann die Mähe gibt, die abgebrochenen Aehren zu zählen. Man wird deren dort nicht mehr finden, wo gemäht worden ist, als da, wo man geschnitten hat.

Große Fortschritte hat unsere Zeit auch gemacht hinsichtlich der Aufbewahrung und der Entförmung des Getreides. Ein kluger Landwirth, möge er nun viel oder wenig Acker besitzen, wird sofort gleich nach dem An- oder Abhauen, aufbinden. Große Garben sind kein Vortheil; da man sich durch sie nur die Arbeit erschwert und aus ihnen weder Mandeln noch zweckmäßige Puppen machen kann. Was sind das? höre ich fragen. Beides sind Getreidehaufen,

die man gleich auf dem Felde und zum Schutz gegen Regen und Nebel aufseht, um so, namentlich durch die Puppen das Getreide nöthigenfalls 3—4 Wochen vor allem Auswachsen zu schützen. Mancher Landmann des südlichen Deutschlands und der Schweiz wird lächeln, wenn ich ihm solches ebenfalls anempfehle und wird fragen: wie diese Sache eigentlich anzustellen ist und wie man diese Mandeln und Puppen fertig bringt?

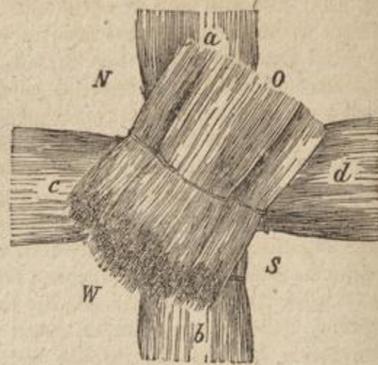
Die Mandel besteht aus fünfzehn Garben; sie wird hauptsächlich dann in Anwendung gebracht, wenn man das Getreide nicht gleich vom Felde bringen kann und doch die Nacht herankommt, oder ein Gewitterregen, der voraussichtlich bald vorübergeht. Auch dient sie, namentlich im Mitteldeutschland, zur leichtern Abzählung der Garbensumme, da dort der Landwirth alles nach Schocken (60) rechnet und 4 Mantel ein Schock sind; sowie sie beim Abzehnten für die Geislichkeit sehr bequem waren, indem der Pfarrer oder der Zehntberechtigte immer den 10ten oder 30ten Mantel bezog. Diese Mandel wird auch wegen ihrer Kreuzgestalt im Grundriß Kreuzmandel genannt. Aufgesetzt wird sie also: Zwei Männer sind am geeignetsten, die Sache zu verrichten. Der eine nimmt die Garbe a und legt sie mit den Aehren nach dem



bestimmten Mittelpunkt der Kreuzmandel. Der zweite legt b ebenso. Der erste wieder c und der zweite abermals d; so daß die erste Lage in Kreuzform fertig ist.

Auf dieses Kreuz legt man noch 2 ganz gleiche Lagen, wobei man streng darauf zu sehen hat, daß die Garben fest und grade auf einander zu liegen kommen und nicht zu weit mit den Aehren auseinander, damit möglichst viel Aehren durch die darauf liegenden Garben gedeckt werden. Hat man nun 3 mal 4 Garben gelegt, so setzt man der Kreuzmandel den Kopf auf. Das geschieht, indem man oben darauf drei Deckgarben legt und zwar immer mit den

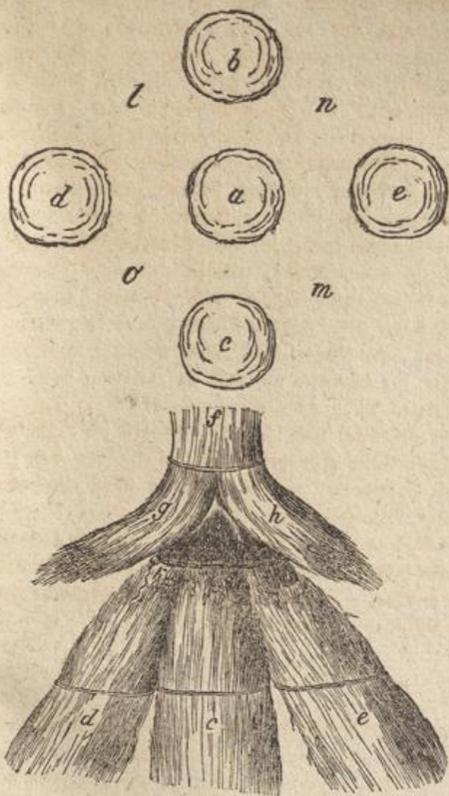
Aehren nach der Wetterseite, gegen Westen. 2, c und f, unten, g auf diese beiden.



Diese Getreidehaufen möchten bei Regenwetter namentlich für den Spelz zu empfehlen sein, da derselbe ein sehr sprödes Stroh hat, das sich weniger für das nachfolgende Puppen eignet.

Der Hergang des Puppens ist etwas schwieriger; dagegen aber die Puppe im Regenwetter auch weit zuverlässiger, und ebenfalls für alle Getreidearten anzurathen, da man, wenn man zu puppen gedenkt, sofort das niedergehauene Getreide aufbinden und in Puppen setzen kann, in welchem es bei günstigem Wetter und nach Verlauf von 8—10 Tagen, auch wenn es Gras mit sich führt, gänzlich austrocknet und im Regen 4 Wochen stehen kann, ohne auszuwachsen, ja, in dem nassen Jahre 1845 sahen wir Hafer auf diese Art 6 Wochen in Wind und Wetter stehen, ohne daß er irgendwie Schaden gelitten hat.

Will man puppen, so lasse man vor Allem die Garben nicht zu groß binden, damit sich leichter damit handhert und mache, daß immer die gleichen Leute puppen, damit sie in dieser Sache vollständige Übung erhalten. Zuvörderst setze man die Mittelgarbe a fest auf den Boden und kerzengrad. Während dieselbe fixer aufrecht erhält, setze ein Anderer b c d und e in Dachform, jedoch weder zu steil, noch zu flach an, immer natürlich mit den Aehren aufwärts, und veresse dabel nicht, die Garben stets über's Kreuz anzusetzen, damit die Puppe nicht von vorneherein gleich einen lockern und verschobenen Standpunkt erhält; so daß man z. B. immer c nach b und e nach d, nicht aber e nach b oder erst c nach d ansetze. Auch halte man strenge darauf, daß b a c und d a e stets eine gerade Linie bilden, denn auf dieser und der vorhergehenden Regel beruht die Festigkeit des ganzen



trocknet. Während man die Deckgarbe aufsetzt, knüpft man den Strang ein wenig bei k fest, und zieht selbigen, wenn l aufgesetzt und die Aehren gehörig zur Deckung vertheilt sind, wieder heraus, um ihn bei einer zweiten, dritten oder zwanzigsten zu brauchen. Will man nun größere und festerstehende Puppen setzen, was namentlich nothwendig ist an Bergabhängen und gegen Stürme, so vereinigt man statt 5, 9 Garben unter den Hut, indem man immer zwischen b und e, e und c, c und d, d und b noch eine Garbe



einsetzt, aber wiederum stets über's Kreuz, so daß z. B. erst l dann m, dann n und dann o angelegt werden, um das Gleichgewicht der Puppe nicht zu stören. Denn auch hier gilt der alte und weise Erfahrungssatz: man soll nichts ohne bestimmte Regeln thun und ohne vorher wohl überlegten Plan; dann verschleudert man kein unnützes Geld, auch keine Zeit und kommt noch einmal so weit. Sind die Puppen gehörig getrocknet und will man das Getreide einführen, so wirft man nur einige Stunden vorher die Deckgarben ab, damit auch durch die Aehren die Luft noch gehörig streichen und diese vollständig trocken machen kann. Was nun die Einrichtung der Scheuern betrifft, so sind jedenfalls diejenigen am besten, wie man sie heut' zu Tag fast überall baut, wenn und wo es irgend möglich ist, d. i., wo man die Einfahrt im Dachstuhl anbringt, und das Getreide mit Leichtigkeit von oben herabwirft, so daß 2 bis 3 Mann leisten, zu was man früher ihrer 8 und 12 brauchte.

Das Entkörnen oder das Dröschchen ist in der neuern Zeit auch ein wohl zu überlegender Gegenstand geworden; zumal für größere Bauern. Früher hat man das Getreide vom Vieh austreten lassen, dann fing man an, dasselbe mit Flegeln auszuschlagen und

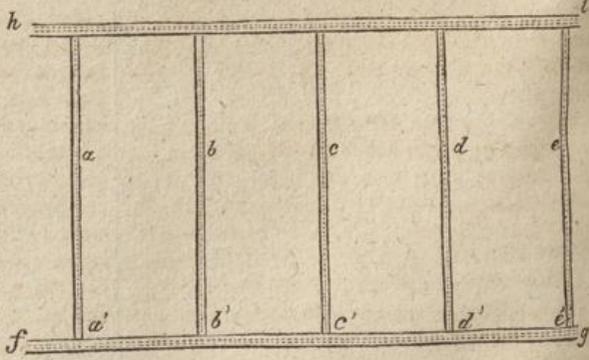
Baues. — Hat man keine Stürme zu fürchten, so kann man eine Puppe aus nur 6 Garben bilden und nun schließen, indem man eine schöne Deckgarbe f herausucht, dieselbe in ihrer natürlichen Zusammenlage auseinander spaltet, ein Mann dann den Theil g, ein anderer den h erfaßt und in einem kräftigen Stoß den Kopf der Puppe, l, als Haube aufsetzt, wobei hauptsächlich auf den gleichmäßigen Ruß nach unten zu sehen ist; dann wird die Garbe g und h nach allen Seiten um den Kopf gezogen und die Puppe ist fertig. Ehe aber gedeckt werden kann, umzieht man den obern Theil der 5 Garben mit dem sogenannten Puppstrang (i). Derselbe hat einen eisernen glatten Ring (k), durch diesen wird das Ende des Stranges gesteckt und mittelst regelmäsigem Ziehen der Kopf der 5 Garben zur nöthigen Spitze gebildet, damit sich alle Aehren wo möglich unter die Garbe f verstecken und so der Regen ihnen nichts anhaben kann, indessen die Masse von l jeder Zeit rasch abfließt und der Wind und Sonnenschein ebenso rasch

jetzt baut man gar Maschinen und läßt die schwierige, kostspielige und namentlich zeitraubende Arbeit des Dröschens durch diese verrichten. Ja, in Amerika hat man es schon soweit gebracht, daß der Dröschler mit seiner Maschine von Farm zu Farm (Bauernhaus) zieht, und da gleichsam auf der Stöhr für Antheil oder baar Geld drischt, wie ohngefähr bei uns die Kraut-, Kohl- und Rübenhobler ihre Dienste thun. — Mancher glaubt, es wird dabei nichts Absonderliches herauskommen, weil er die Arbeit des Dröschens, die er mit den Seinigen macht, nicht zu rechnen braucht. Aber, da täuscht er sich gar arg. Denn könnte er nicht indessen was anderes thun? Nebst den spalten, Holz machen, ja, wenn weiter nichts zu thun wäre, seinen Hanf spinnen, um selbigen dann theurer in Gestalt des Garnes auf den Markt zu bringen? Nirgends mehr als bei der Arbeit mit Maschinen — und zwar hauptsächlich in der Landwirthschaft — ist das Sprichwort praktischer angebracht: Zeit ist Geld! — Doch will ich auch in dieser Beziehung nicht gerade große Vorschriften machen, da eben auch ein Mancher von euch sich nach gewissen Umständen und Verhältnissen richten muß. Doch wollte ich auch hier auf die sehr bedeutenden Fortschritte aufmerksam machen, die die Landwirthschaft seit ohngefähr 30 Jahren gemacht hat. — Ich könnte euch noch

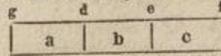
habt ihr ein Grundstück, das Stellen hat, die naß sind oder das überhaupt naß ist und wo ihr sonst nur Stein- oder Faszinendohlen angebracht hättet, da wird nun der Landwirth der Jetztzeit drainiren, d. h. dasselbe thun, was ihr früher gethan habt, nur auf eine andere und zweckmäßigere Art: er wird das Wasser ableiten. Ist der Boden sehr thonig, so lege man lauter Gräben an, die zwanzig Fuß von einander und höchstens 3 Fuß tief, sich nach der Seite ergießen, die Fall hat. Z. B. a. b. c. d. e. nach f. g. Zugleich wird auch oben h. i. ein Graben gezogen.

Diese Gräben seien, wie gesagt, höchstens 3 Fuß tief, bei leichtem Boden 4, — oben 2 Fuß, unten auf der Sohle nur 3 — 3 1/2 Zoll breit. Damit man selbige gehörig austrecken kann, hat man 6—7 verschiedene Spaten, wo einer immer schmaler, als der andere wird. Genau hat man darauf zu sehen, daß man die obere Erde auf die Seite legt und die Sohle des Grabens recht gleichmäßig und eben macht und ihr immer den gehörigen Fall dabei zukommen läßt, der auf 100 Schuh mindestens 5 Zoll betragen muß. Hat

Manches erzählen, was seit Großvaters Zeiten ganz und gar ein anderes Gewand in unserm Handwerk angezogen hat, worunter freilich auch mancherlei ist, was mir gerath nicht so gefällt — und zu welchem letzterem namentlich gehört, daß der Bauer immer mehr seine althergebrachte Nationaltracht von sich thut und dagegen neumodische und geschmacklose Stadtkleider eintauscht; daß in manchen Gegenden der Bauer seine Güter so jämmerlich zerstückelt und dadurch einem kräftigen Bauernstand das Grab gräbt, das und noch manches, was ich euch nicht geradezu in's Gesicht sagen mag, — aber ich denke, es könnte euch meine Rede denn doch wohl gar zu lang werden, da ihr gerne immer etwas Neues hört und ich schließe daher für diesmal, um euch auf die neue Art, die Grundstücke zu entwässern aufmerksam zu machen. Das geschieht nämlich durch Thonröhren, die der Ziegelbrenner oder der Hafner fabricirt, und man hat diese Erfindung, die die Engländer zuerst eingeführt haben, statt einfach: Trockenlegung oder Entwässerung — Drainage — betitelt. Nun, ist euch auch der Name fremd, die Sache verdient doch recht einheimisch zu werden, und deshalb will ich euch's geschwind noch erzählen, wie man dabei verfährt. —



man alle Gräben fertig, so beginnt man die sogenannten Drainröhren einzulegen; und zwar so, daß eine eng anschließend an die andere gelegt wird. —



Ist das mit gehöriger Genauigkeit geschehen, so wirft man die angelegte gute Erde darauf und füllt den Graben wieder zu. Das Wasser sickert nun durch die Fugen a o f g etc. in die Röhren und läuft aus dem Aker. Manche umbinden die Röhren durch so

genannte...
welche...
höht...
die...
in die...
welch'...
mel...
Landes...
Kop...
ab...
Wirkung...
Seite...
c und...
d...
dessen...
namentlich...
und darüber...
die...
Linien...
Das...
Baden...
und die...
30...
So...
herauf...
ein...
wie...
wenn...
wie...
Neueres...

M...

Eine...
(Mit...
Es...
Während...
jährig...
knapp...
er...
er...
die...
an...
höhere...
wenn...
der...

genannte Muffeln. Das ist aber bei gehöriger Gewissenhaftigkeit und festen Lagen nicht nöthig und erhöht nur die Kosten. — Bei a' b' c' d' e' treten die Röhrenlagen, die man auch Saugdrains nennt, in die um einige Zoll tiefer gelegene Röhrenlinie f. g.; welsch' Linie weitere Röhren haben muß, und ein Sammelrain genannt wird, der das Wasser dieses Stück Landes nun fort fährt. h. i. ist der sogenannte Kopsdrain, der das Wasser vom jenseitigen Stück abschneidet und es den Saugdrains übergibt. Die Wirkung ist nun einfach die, daß alles Wasser der Stücke a. b. c. d. e. nach a und b. b und c. c und d. d und e. hinsickert und das Land in Folge dessen trocken und warm wird. Diese Drains halten namentlich sehr lange. Man behauptet 200 Jahre und darüber. Je leichter das Land und je tiefer man die Gräben macht, desto weiter kann man dann die Linien aufeinander legen, bis auf 40 und 50 Fuß. Das 1000 Drainröhren von 1 Zoll Weite kostet in Baden über 16 fl., in der Schweiz 13 — 15 fl. — und die Zuchtart zu entwässern kommt zwischen 30 und 50 Gulden. Je nachdem man's in die Hand nimmt. —

So — nun hab' ich euch von der ältesten Zeit bis herauf in die allerneueste geleitet und euch von Allem ein wenig erzählt; hätte ich mehr sagen wollen, so wäre es ein Buch geworden. Der Kalender aber muß von Allem etwas haben. Drum nehmt für lieb, und schickt sich's auf's Jahr wieder, so will ich euch, wenn Gott will, vielleicht grad' wieder soviel, aber wie sich's von selbst versteht, was Anderes und was Neuere erzähle. —

Andreas der Afrikaner

oder

Alte Fiehe rostet nicht.

Eine Geschichte aus dem Soldatenleben der letzten 10 Jahre.
(Mit der Abbildung: Der Kampf im Thal der Rache.)

Es war an einem Samstag Abend gegen das schöne Maiende des Jahres 1842. Andreas, der achtzehnjährige brave Knecht des Knöselbauers von Dittelfingen im Seekreis, schnitt mit allen Leibeskräften, die er aufwenden konnte, Kurzfutter. Dabei, als wollte er böse Gedanken aus seinem Kopfe hinausjagen, fuhr er sich häufig mit der kräftigen braunen Hand über die Stirne, tiefe beklommene Athemzüge drängten sich aus seiner Brust — und der sonst so gemüthliche und heitere Blick des wackern Jungen schweifte dann und wann mürrisch und finstern zum halb offenen Laden der Heubühne hinaus. — Die Schneidlade rasselte

und prasselte unter seiner schonungslosen Hand und das Kurzfutter flog wie ein Strahl viel weiter wie gewöhnlich auf die schlüpferigen Bretter des Bodens.

Da öffnete sich ganz leise das kleine Thürchen an der Treppe, die vom Kuhstall herauf zur Heubühne führt und ein herziges Mädchen von 18 Jahren trat geräuschlos auf den Knecht Andreas zu, der sich im gleichen Augenblick, als hätte er die Nähe des lieblichen Wesens geahnt, nach ihm umdrehte.

„Willkommen Fränzel, willkommen zum letzten mal!“ — grüßte freundlich lächelnd der Andreas und hielt dem Mädchen schmerzlich lächelnd seine Hand entgegen. — „Ich seh dir's im Gesicht an; — 's ist keine Hoffnung mehr.“ —

„Zum letztenmal! 's ist keine Hoffnung mehr!“ — wiederholte das holde Kind, des Knöselbauers einzige Tochter. Thränen stürzten aus ihren schönen dunkeln Augen und mit den Worten: „Ich muß ihn nehmen — Andreas, und denk', morgen muß ich zur Frau Bas' in die Stadt, um mich stadtmäßig einzukleiden und um Französisch und alle Stadtgeschäfte' zu lernen“ — lag Franziska in Andresens Armen.

„Sei still, Fränzel, sei still!“ — tröstete Andreas und kämpfte mit riesiger Kraft die eigenen Thränen zurück. „'s ist halt Gottes Will', wir sollen uns einmal nicht haben. Man kann ja auch deinem Vater, dem steinreichen Knöselbauer nicht zumuthen, daß er seinen Knecht, einen armen Burschen, der nichts als verdiente hundert Gulden und seine Arbeit hat, zum Schwiegersohn machen soll. Nein, nein — das geht nicht — da muß lieber die Tochter Zeitlebens unglücklich gemacht werden, mit einem aus' der Stadt, der viel Geld hat und obendrein noch den sogenannten Herren-Titel „Herr Commerzienrath.“ Ach du mein liebes Fränzel, wie wirst du ausschauen, was wirst du sagen, wenn die Leut' dich „Frau Commerzienrätthin“ nennen.

Fränzel lehnte den Kopf an Andresens Schulter. Es konnte nichts, als weinen, bitterlich weinen.

„Ja ja“ fuhr Andreas fort — „wenn freilich deine brave Mutter noch lebte, dann wär' es gewiß nicht dahin gekommen, daß die Bas' in der Stadt dich an den Herrn Kaufmann verhandeln und deinen Vater bereden hätte können! — Ach, deine gute Mutter, die wendet sich im Grab' um, wenn du eine Stadtmadame werden wirst!“ —

„Mach' mir mein Leiden nicht noch schwerer“ — schloß endlich das treue Mädchen. Laß uns die letzte Stunde ruhig bedenken, wie wir uns in Zukunft gegen einander verhalten wollen. Dich nimmer zu sehen

ist schrecklich, ein lebendiger Tod und dich sehen, heißt dich lieben, dir treu, ewig treu sein — Gott, was soll das werden!“ —

Wir dürfen einander nicht mehr sehen! Sollst du und ich wieder ruhig werden. Ich geh' in die weite Welt, du in dein Unglück. Lebe ich noch, so kehre ich heute über 10 Jahre zu dir zurück. Wo du auch seist — ich werde dich gewiß finden. Daß du dann noch leben wirst, sagt mir eine innere, tröstende Stimme.“ So sprechend zog er ein kleines, silbernes Kettchen aus seiner Westentasche und drückte es der kleinen Franziska in die Hand. — „Hier Fränzchen — zum Angedenken, mein Aheuerstes und Werthvollstes auf der Welt! Es ist ein Kettchen, das du schon oft gesehen, dasselbe, das mein Urgroßvater bei Belgrad unter dem tapfern Prinz Eugenuß einem Türken abgenommen hat, dem er in demselben Augenblick den Kopf spaltete, als dieser es, meines Urgroßvaters Vetter, ebenso gemacht hatte. Als mein Urgroßvater aus dem Krieg heimkam, heirathete er und gab es seiner Frau. Die Urgroßmutter übergab es auf dem Todbett ihrem Erstgeborenen, meinem Großvater, der es als holländischer Matrose nach Indien und Amerika, Afrika und Asien trug, bis er es, noch in seinem vierzigsten Jahre, seinem Weib am Tage der Hochzeit übergab. Wierzehn Tage darauf verließ er sie — um nimmer wiederzukehren. Das Schiff wurde an der afrikanischen Küste von Seeräubern genommen. Mein Großvater, der bis auf den letzten Mann neben seinem Kapitain kämpfte, fiel als ein Held und wurde hoffnungslos an der Küste, nahe bei Tunis, zwei tunesischen Frauen überlassen. Der Kapitain als Sklave in das Innere des Landes abgeführt. Durch wunderbare Schickung entkam dieser auf ein englisches Linienschiff und überbrachte nach acht langen Jahren meiner Großmutter diese Trauerkunde, die als Wäscherin in Antwerpen immer noch in demselben Häuschen lebte, wo vor acht Jahren der gute Schiffskapitain die Hochzeit eines seiner besten Matrosen mitgefeiert hatte. Die Frucht der kurzen Ehe war mein Vater, der bei des Kapitains Rückkehr sieben Jahre alt war. Mein Vater war ein aufgeweckter Junge und half schon mit dem 12. Jahre seine Mutter ernähren, indem er den vielen Fremden, die die Stadt besuchten, als Führer diente und dabei durch seine Heiterkeit und die Gewandtheit, mit welcher er schon im zwölften Jahre verschiedene Sprachen rebete — allgemein beliebt und gesucht war. Diese Sprachen hatte ihm der Bruder meiner Großmutter frühzeitig beigebracht. Bald starb sein Vetter und kurz darauf seine Mutter. Mein Vater stand mit dem

sechszehnten Jahr allein in der Welt. Seine Mutter hatte ihm nichts hinterlassen, als das silberne Türkenkettchen. Er wurde in einem französischen Regiment — Lambour — und hatte sein Vater die Welt nach allen Richtungen umsegelt, so durchzog er als Soldat unter den glorreichen Fahnen Napoleon's fast die ganze Welt. Er war in Egypten, Stalien, auf der Insel St. Domingo, Spanien und Rußland, Polen und Deutschland. Bei all' seinem Heldennuth brachte er es dennoch nicht weiter, als bis zum Wachtmeister in einem bairischen Dragonerregiment, dessen Oberst er in Moskau aus dem Flammengerettet und sich dessen Freundschaft für's ganze Leben erworben hatte. Leider war dem alten Obrist nach Beendigung des Krieges nicht viel mehr als sein Säbel und sein kleines Gürtchen in Wärgwecken geblieben. Das Uebrige weißt du. Mein Vater wurde dort Bauer, heirathete meine Mutter; — Beide sind vor drei Jahren gestorben. Ich war ganz allein und sehr unglücklich. Da fand ich dich — Fränzchen — um dich wieder auf ewig und immer zu verlieren!“

Beide saßen einige Augenblicke stumm. Sie hielten sich umarmt und weinten wie ein paar arme, verwaiste Kinder. „Ich werde nie heirathen,“ fuhr Andreas nach einer Pause fort; „du bist und bleibst im Geiste mein Weib, und du sollst das Türkenkettchen gut aufheben und — komme ich nicht wieder, Fränzchen — dann laß es mit dir begraben oder, kannst du je meiner vergessen, so senk' es in den See.“ —

„Andreas“ — seufzte das Mädchen — „kränke mich nicht; ich werde wohl das Weib eines Andern, im Geiste aber doch immer bei dir sein! — Hier, Andreas, haß auch du ein Angedenken. Es ist das Aheuerste und Liebste, was mir außer dir noch geblieben war. Es ist das kleine einfache Gebetbuch meiner seligen Mutter. In der letzten Stunde ihres Lebens, auf ihrem Todbett hat sie mir's gegeben und vorne hinein hat sie noch geschrieben:

Wer auf Gott vertraut,

Hat nicht auf Sand gebaut!

Hier nimm' es. Und bin ich nicht mehr, wenn du einmal wieder kehrtst nach langen Jahren, so laß es auch mit dir begraben. Alle Morgen aber will ich dein Kettchen küssen. Drücke du das Gebetbuch meiner guten seligen Mutter an die Lippen. Und dann schicken wir unsere treugebliebenen Gedanken zu einander. Sie werden sich gewiß finden.“

So saßen die beiden jungen Leute wohl eine volle Stunde plaudernd neben einander. Alle kleinen Ereignisse aus ihrem ländlichen Stillleben führten sie noch einmal vorüber, unter Lächeln traten ihnen oft

die Aheuersten
daß es bezeich
heim und
Hand des
staatliche
kehrte auch
Commerzien
dem Gefähr
„Fränzchen
wo der Zu
Herr Com
Halbe vom
Fränzchen
Hals. Ke
Nur Fränz
als wenn
„Fränzchen
Anfänger
Da führ
Noch eine
aus beider
Bauers wor
mer. Die
der sein gan
hätte. So
Dann raffte
juch, zog ein
seiner Aheue
Wachstuch
Treppe hina
war. Er g
Wohnhaus
Vollerleucht
der Kaufm
sein der zu
Diese stand
beiden.
„Das
„Ja, ja
sich hinein
überwunden
Doch hinaus
alle die Tot
Wären und
Es schien
pflügte von
und legte es
zum Grab
und nahm
für sein Ge

die Thränen in die Augen, und sie bemerkten nicht, daß es bereits dunkel wurde. Die Ackerleute kehrten heim und trieben das Vieh an den Brunnen, das Haus des reichen Knöselbauers wurde lebendig. Eine stattliche Chaise rollte in den Hof. Fränzel's Vater kehrte aus der Stadt heim, hinter ihm sprang Herr Commerzienrath Dämmler, ein Mittelbreisiger, aus dem Gefährt — Fränzel's Bräutigam.

„Fränzel,“ rief der Alte in's Haus herein, „Fränzel! wo der Taufend steckst du denn, du Blizmädel! Der Herr Commerzienrath ist da! Holla, Fränzel, eine Halbe vom Besten.“

Fränzel sank noch einmal ihrem Andreas um den Hals. Keines von Beiden konnte ein Wort reden. Nur Thränen sprachen und die Herzen hämmerten, als wenn sie zerspringen wollten.

„Fränzel!“ — tönte wieder die rauhe Stimme des Knöselbauers durch das Haus — „Fränzel!“ —

Da führte Andreas sein Mädchen bis an die Treppe. Noch eine Umarmung, noch ein Kuß, ein „Adje!“ aus beider Mund — und die Geliebte des jungen Bauers war verschwunden — wahrscheinlich für immer. Die Treppe schien dem Andreas ein Abgrund, der sein ganzes und einziges Lebensglück verschlungen hatte. Stumm starrte er einige Augenblicke nach. Dann raffte er sich wieder empor, kehrte zum Heustock zurück, zog einen wohlgepackten Bündel hervor, setzte seinen schwarzen Filzhut auf, nahm einen knotigen Wachholderstab zur Hand und schritt leise dieselbe Treppe hinab, durch welche sein Fränzel verschwunden war. Er gieng unbemerkt an den Ställen und am Wohnhaus vorüber. Er wendete sein Gesicht von den hellerleuchteten Fenstern der Wohnstube, in welchem der Kaufmann und der Knöselbauer auf das Wohlsein der zukünftigen Frau Commerzienrätthin tranken. Diese stand bleich und mit verweinten Augen zwischen beiden.

„Das Mäd'el ist krank!“ sagte der Alte.

„Ja, ja, es ist sehr krank!“ flüsterte Andreas in sich hinein. „Wollte Gott, es hätt' die Krankheit überwunden!“ und schritt stumm und still durch das Dorf hinauf zu jenem Hügel, wo „sie so sanft ruh'n, alle die Todten!“ Dort kniete er am Grabe seiner Eltern und betete innig und lange.

Es schlug zehn Uhr. Da erhob sich Andreas, pflückte von jedem der beiden Gräber ein Blümchen und legte es in Fränzels Gebetbuch. Dann gieng er zum Grabe von Fränzels Mutter, betete auch dort und nahm auch von ihm ein blühendes Andenken für sein Gebetbuch mit. Dann aber sah er noch ein-

mal hinab auf das Dorf, das ihm so lieb und theuer geworden war. Alles war dunkel. Nur noch in des Knöselbauers Hof zitterte ein Blämmchen. Es war im Schlafgemach der Geliebten. Dort lag das Mädchen auf den Knien und betete um Stärke für die nächste Zeit.

Andreas schwenkte den Hut gegen das Blämmchen hinab, und drückte mit der linken Hand das bebende Herz. Dann stieg er auf der andern Seite des Hügels hinab und wanderte tiefbewegt hinein in die Nacht.

II.

Vier Jahre waren vergangen. Mit frommer Ergebung in ihr Schicksal saß die Frau Commerzienrätthin Dämmler im Balkon des stattlichen Hauses, unmittelbar am Landungsplatz der Dampfschiffe, und sah sinnend hinüber nach den schneebedeckten Gipfeln der Vorarlberge und der Graubündner und Appenzeller Alpen. Wer hätt' unser Fränzel wieder erkannt?

Das Gesicht der Frau Commerzienrätthin war blaß und leidend; ihre Kleider, wie ihre Haare — ein tieftrauerndes Schwarz. Der alte Knöselbauer war gestorben. Auf seinem Todbett hatte er seiner Tochter noch gesagt:

„Fränzel, vergeiß' mir, und Gott wird mir auch verzeihen. Ich wollt' es gut mit dir machen und hab' dich um dein Lebensglück gebracht. Wohl hab' ich's gewußt. Du hast den Andreas gern gehabt. Hab' gedacht, es wäre eine Kinderei das — würdest ihn als vornehme Stadifrau und bei rauschenden Bällen und Vergnügen bald vergessen, und hab' dir dein Herz gebrochen. Bald hab' ich dein Elend gesehen. Es war nicht mehr zu ändern. Du hast immer versucht, glücklich zu scheinen. Aber mein Wateraug' hat wohl dein gebrochenes Herz ersorcht. Auch meine alte Brust hat dein von mir herbeigeführtes Geschick erschütteret. Der Kummer, dich um dein Lebensglück gebracht zu haben, hat mich getödtet. Sag' nichts: ich weiß ja, daß du mir gern und Alles vergibst. Lebewohl.“

Der alte Mann starb und liegt neben seiner braven Frau auf dem Kirchhof zu Dittelsingen begraben.

Die Frau Commerzienrätthin zog ein silbernes Kettchen aus ihrem Busen, drückte dasselbe an ihre immer noch roßigen Lippen und ihre Gedanken schweiften weit hinaus in die weite Welt. Sie suchten ihn, den Unvergeßlichen. Die vornehme Frau Commerzienrätthin konnte immer noch nicht den Bauernburschen vergessen.

Da näselte der Herr Commerzienrath zur Thüre herein: „So meine Theuerste. Die Bücher sind für heute geschlossen. Lasse uns ein wenig ausfliegen und

die belebende Frühlingsluft genießen; damit ich meinen unausstehlichen Brustkatarth verlieren möchte.

Commerzienrath's giengen spazieren.

III.

Im nördlichen Theile von Afrika haben sich seit einer langen Reihe von Jahren die Franzosen festgesetzt. Dieselben Gegenden, die man sonst die Maubstaaten nannte, Algier, Tunis und Tripolis, sind jetzt dem Seehandel nicht mehr gefährlich, seit Algier oder Algerien eine französische Colonie geworden ist. Dieses Algerien aber zu erhalten, fiel den Franzosen weit schwerer, als es zu erobern und heute noch wird Zeitweise mit den dort heimischen Volksstämmen [Beduinen, Mauren, Kabylen, und wie die afrikanischen Volksstämme alle heißen] ein endloser, unregelmäßiger und höchst blutiger Gebirgskrieg geführt. Es läßt sich recht wohl denken, daß Frankreich da vorzüglich kühne und abgehärtete Soldaten braucht, da der Feind sich eben so kühn und gewandt ihm entgegenstürzt und Tage lange Strapagen mit der größten Leichtigkeit erträgt. Die verwegensten Corps, die die Franzosen in Europa und Afrika zu diesem Kriege sammeln, sind die Fremden Legion und in dieser das Corps der Zuaven. Alles, was aus der Gesellschaft ausgestoßen worden ist, sei es durch eigene oder durch eines unverschuldeten Schicksals Schuld, sammelt sich in jenen Regimentern und bietet mit dem Muth der Verzweiflung dem ihm stündlich begegnenden Tod trotzig die Stirn. Ebenso unbändig als unermülich vergessen die Meisten alle europäische Kultur und stürzen sich mit gleicher feuriger Kampflust wie der Beduine und Maure schonungslos auf ihre Beute.

Am demselben Tag und fast zur gleichen Stunde, als die Frau Commerzienrathin im Balkon saß, lag in einer engen Schlucht des Atlasgebirges eine Abtheilung der Zuaven, in ihrer abenteuerlichen, morgenländischen Tracht, um den Feldkessel. Die Gewehre waren in Pyramiden aufgestellt, der rothe Fes mit seiner langen Quaste auf das Ohr gedrückt, die Hände in den weiten, bunten Hosen. Manche hatten eine Cigarre hervorgeholt, Andere spielten oder würfelten, und wieder Andere lehnten ernst und in sich gekehrt an den Felsen umher, während Einige laut schnarrend im hohen Grase lagerten und schliefen.

Um die Lenden hatte Jeder der Schaar seinen krummen, türkischen Säbel, in dem Gürtel einen blinkenden Dolch. Hoch oben auf jeder steilen Felsenkrone, zu beiden Seiten der Schlucht, giengen zwei Schilbwarden auf und ab. Die eine, ein leichtge-

flügelter Franzose, trillerte trotz der afrikanischen Hitze ein munteres Liedchen aus der Heimath. Der andere, ein starrer Deutscher, gieng gemessenen Schrittes auf und ab. Sein düsteres, aber sonst sehr schönes, blondes Augenpaar schweifte zu östrem nach dem Norden. Er dachte an seine Heimath, an seine erste und letzte Liebe.

Andreas gedachte an sein Fränzchen.

Ja, Andreas war Soldat geworden, und war im verwegenen Corps der Afrikaner als einer der verwegensten und tapfersten bekannt. Er hatte sich in Straßburg zur Fremdenlegion werben lassen und gieng von dort gleichzeitig mit einem Lieutenant ab, der bei den Zuaven eintrat. Die jungen Männer schlossen, trotz des Standesunterschiedes, Freundschaft, und so ward es denn möglich gemacht, daß Beide ein und derselben Compagnie einverleibt wurden.

Trotz der vielen ausgezeichneten und kühnen Heldenthaten war es Andreas immer noch nicht gelungen, mehr als Gemeiner zu werden, da fast das ganze Corps aus lauter gleich tapferen und kühnen Soldaten bestand und was das höhere Wissen anbelangt, fast alle dem Andreas überlegen waren. Nur in militärischer Pünktlichkeit und Ordnungsliebe, strengen Gehorsam, unverbrüchlicher Ehrlichkeit und Sittlichkeit, war er und sein Lieutenant Rudolf die Einzigen, die ganz makellos da standen. Jedoch auf derartige Dinge kann eben bei den Zuaven nicht so ängstlich Rücksicht genommen werden, und obschon Rudolf seinen Waffenbruder und Freund Andreas öfter sowohl dem Hauptmann als dem Obersten zur Beförderung vorgeschlagen hatte, war es dennoch bis dato immer noch fruchtlos geblieben.

Nach längerer Waffenruhe hatten die Gebirgsbeduinenstämme wieder bedeutende Ausfälle gemacht und den Franzosen sehr empfindliche Verluste beigebracht. Die Franzosen beschloßen, die unabhängigen Stämme aufs Neue und zwar weiter als je in das Innere von Afrika zurückzudrängen, und — wie immer — war Oberst Voie dieu der erste, der mit seinem Zuaven-Regimente, nach einigen kleinen Scharmügeln, als Avantgarde in die wilden Gebirgsschluchten des Atlas eingedrungen war. Aber nun erst begann der gefährlichste aller Kriege, ein meuchlerischer Gebirgskampf. Da die Beduinenstämme weit mehr mit der Drillschheit vertraut waren, als die Franzosen, so knatterten die langen Beduinenflinten aus allen Büschen und Felsenpalten und in die Hohlgrassen herab stürzten Felsenstücke aus unsichtbarer Hand und

schmetterten die andringenden Zuaven nieder. Zehnmal wurden sie zurückgeworfen, und zehnmal erneuerten die kampfergebnen Halbafrikaner den Angriff, kletterten wie Gamsen an den Felsen empor, wobei Mancher von den Beduinen herabgeschossen wurde, jeder Vorsprung wurde ihnen eine Brustwehr, hinter welcher hervor ihr sicheres Rohr ebenfalls manchen Beduinen aus der Höhe herabholte, und unter donnerndem Zuruf der kämpfenden Kameraden von unten gelang es, den Feind zu umgehen und ihn aus seinen Felsenestern zu vertreiben, ihn im wilden Handgemenge in den Abgrund hinabzustoßen oder von ihm hinabgestürzt zu werden. Solche Arbeit gab es tagtäglich und im Verlauf von drei langen Wochen hatten die französischen Regimenter den Volksstämmen noch nicht eine Quadratmeile abzuräumen vermocht. Die Schaar der tapfern Zuaven hatte sich fast ein Drittel verringert und namentlich hatte die in der Schlucht vor uns ruhende Abtheilung ungeheuer gelitten. Wie aber jedes Unglück sein Glück mit sich führt, so war es auch hier für Andreas und Rudolf. Der Capitain und der Premierlieutenant waren gefallen, Rudolf Capitain und Andreas Sergeant geworden; und als solcher war ihm der wichtige Posten zur Beobachtung der Gegend von der Felsenplatte aus vom Capitain anvertraut worden. Denn seit gestern Abend schienen die eingeborenen Stämme wie verschwunden, und gestatteten, ohne ihnen irgend ein Hinderniß in den Weg zu legen, der Zuaven Avantgarde ein gemessenes Vordringen in die Berge, die immer drohender und schauerlicher sich emporhürnten, wie riesige Gespenster im Mondschein und zwischen deren Füßen gleich glänzenden Glühkäfern die verwegenen Zuaven in ihren weißen Mänteln geräuschlos herumschwärmten, bald dort, bald hier sichtbar wurden, dann wieder auf längere Zeit verschwanden, bis sie endlich eine höher gelegene Schlucht unangefochten erreicht hatten. Wachen wurden aufgestellt. Die Gewehrpyramiden geordnet und für 24 Stunden Nacht verkündet, um neue Hülfstruppen abzuwarten. Die kleinen Feldkessel wurden an drei Stäbe gehängt, ein lustiges Feuer darunter gemacht und die sonnverbrannten, abgehärteten Soldaten des heißesten Welttheiles lagerten sich, und während die schmale Kost brodelte und sott, das Thonpfännchen aus Frankreich qualmte, und eine rasch mit dem Wasser einer nahen Felsenquelle bereitete Limonade die trocknen Lippen des Capitains wie des Gemeinen erfrischte, erdönte durch das enge, schauerliche Felsenthal ein von unserm Andreas gedichtetes deutsches Soldatenlied:

Soldat! Soldat!

Wer uns erfunden hat
Der war fürwahr ein schlauer Mann,
Auf dessen Wohlsein ruhet an.
Er gab uns Geld, in blankem Gold,
Er gab uns Wein und Mägdelein
Und Ruhm und Ehre obendrein.

Soldat! Soldat!

Sei's frühe oder spat —
Seht er die Welt auf's Bajonnet,
Alle wenn sie ihm gehören thät.
Wer mit ihm schmollt, wer mit ihm großt,
Dem schickt er frei ein wenig Blei
In's Blut, damit er ruhig sei.

Soldat! Soldat!

Taugt nicht zum langen Rath!
Wohin der Hauptmann kommandirt,
Bled frisch und lustig d'rauf marschirt!
Dem Frieden hold — wird nicht gegolft,
Des Krieges Dach ist sein Gemach,
Sein Grab der erste beste Bach.

Allmählig wurde Alles ruhig. Derselbe Rasen und Felsenfig, der den Kriegern Ruhe zum Essen bot, wurde ihr Bett. Der dunkelblaue Himmel der hoch da droben mit dem Mond und Millionen Sternen als Dach über die Felsenzacken gespannt schien, war die Decke seines Schlafgemaches, und die leise hin- und herschreitenden Kameraden der Wache, die besorgten Mütter, die lauschend über den Schlaf der Kriegskinder wachten; das Wachtfeuer verglomm; — der Mond stieg über die Felsen hinab.

Werden sie morgen wieder so ruhig schlafen? oder: wie viele von ihnen schlummern morgen schon noch fester und ruhiger in den kalten Armen des Todes, auf fremder unbarmherziger Erde, ungekannt und unbeweint? —

Schon um 4 Uhr zog der Oberst mit 2 seiner gesichteten Compagnien weiter. Er wollte durch eine Flügelbewegung um den vor ihnen liegenden Felsenstock den Feind, der vermuthlich zwischen dem Amur und Dscheditthal eine feste Position genommen hatte, überrumpeln; während Rudolf mit den andern beiden Compagnien, auf ein gegebenes Zeichen, durch eine enge Schlucht direkt hinunter zur Dscheditquelle vordringen sollte, um die Beduinen in beiden Flanken zu fassen, und mit Hilfe der durch mehrere andere Schluchten nachrückenden Truppenkörper aus ihrer letzten festen Gebirgsstellung zu drängen und hinab in die Ebene von Cardaja zu werfen. —

Deshalb sehen wir den Sergeant Andreas, jede Felsenschlucht unter sich genau beobachtend, auf einen Posten, der für das Gelingen des Feldzugsplans äußerst wichtig war, während der neugebackene Capitain Ru-

dolf selbst ganz unbeweglich hinter einer noch höhern Felsen Spitze, die ein kleines, wildes Thal beherrschte, lag, und von dort aus die Gegend mit seinem kleinen Feldfernrohr beobachtete. —

Die Sonne neigte sich bereits. Andreas dachte eben wieder ein wenig in die Heimath, von der aus er so manchmal die ähnlichen Felsenspitzen der Schweiz in die Wolken hatte ragen sehen, wenn er mit seinem Fränzel auf Wiese oder Feld war — da flatterte drüben hoch herab von einer südwestlichen Felsenspitze der weiße Zuavenmantel und nicht 5 Minuten darnach begann schon ein lebhaftes Kleingewehrfeuer, durchbrochen von dem gellenden Ton der Signalhörner. Der Kampf begann.

Ehe noch Rudolf und Andreas die Schlucht erreicht hatten, standen schon die Zuaven wohlgerüstet und durchglüht von altgewohnter Kampfeslust. Die beiden Führer dieser Abtheilungen, zwei verschmitzte, mehr dem Gelde, als der Sache der Franzosen ergebene Kabyslen stiegen voran, gefolgt von dem Capitain und dem Sergeant Andreas. Nicht lange so öffnete sich ein enger kaum für einen Mann Raum bietender Pfad, der sich rasch und halbsbrechend nach den Oschediquellen hinabstürzte. —

Das Gefecht vom Südwesten zog sich immer näher heran.

Der Pfad unserer Zuaven bog plötzlich um eine steile Felsenwand, welcher gegenüber ein bewaldeter Hügel lag. Der Pfad zog sich an dieser gefährlichen Stelle wohl an 5 Minuten an der steilen Felsenwand ungedeckt hin, zur Linken einen tiefen Abgrund. Die Beduinen hatten auch diesen Zugang ins Auge gefaßt, und sobald sich die ersten Zuaven erblicken ließen, begann ein lebhaftes Feuer gegen diesen gefährlichen und bloßgestellten Punkt von der jenseitigen Waldhöhe. —

Ein besonderes Glück war es für das Zuavenkorps, daß die Beduinen, trotz ihren langen Flinten, zu kurz schossen und daß nur Wenige unserer Helden ein Opfer dieses Hinterhaltes wurden. Fast im Trab gieng es an dieser gefährlichen Stelle vorbei! — Wie gesagt, 5 Minuten weiter unten erweiterte sich das Terrain und geschützt von einer natürlichen Felsenbrustwehr eröffneten sofort die ersten Zuaven das Gefecht, um die Aufmerksamkeit der Beduinen von ihren nachfolgenden Kameraden abzulenken. Kaum aber hatten sie sich hier festgesetzt, so wurde es, so zu sagen, rings um sie herum lebendig, und selbst über und hinter ihnen tauchten einzelne kühne Beduinen auf, die mittelst großer Felsenstücke den Tod herab in die Reihen der Zuaven sendeten. So auch im Rücken beunruhigt blieb ihnen nichts anderes

übrig als vorwärts zu dringen, da sie das Gefecht der andern beiden Abtheilungen immer näher kommen hörten und zugleich aus andern Schluchten lebhaftes Kleingewehrfeuer vernahmen. Ein Zeichen, daß auch die andern Truppen im Handgemenge sich befanden. Rudolfs Entschluß war, sich um jeden Preis mit dem Oberst zu vereinigen; und so zog sich dann die Zuavenschar, wenn auch von allen Seiten beunruhigt, dennoch mit einer dem Feind immer sich beobachtenden Geistesgegenwart, jeden feindlichen Schuß erwidern, ruhig den breiter gewordenen Felsenweg hinab, ohne einen großen Verlust an Mannschaft zu erleiden. — Nach einer halben Stunde ohungefähr hatte man ein schönes grünes Wiesenthal erreicht. Noch einige Schritte und sie sahen schon drüben am andern Eingang des Thales die beiden Abtheilungen des Oberst vordringen, eine bedeutende Anzahl Beduinen, Mauren und Kabyslen vor sich herstreidend. Vergessend, daß es rings um sie herum Kugeln regnete, erhoben die kühnen Gebirgskrieger ein wildes und gellendes Hurra und im Sturmschritt „Marsch! Marsch“ gieng es über den Wiesengrund den Kameraden zu Hilfe, die ungefähr eine Viertelstunde weit von ihnen entfernt sein mochten. Jene ermunterte durch das Erscheinen neuer Hilfstruppen, drangen noch rascher vor, aber beinahe vereinigt, zog sich quer durch dieses Wiesenthal, verdeckt durch ein niederes Gebüsch, eine gähnende tiefe vielleicht 20 Fuß breite Schlucht, jedenfalls vulkanischen Ursprungs, aus deren schauerlichen Abgrund herauf ein heftiges Wassertosen rauschte. Die Zuaven hatten sich durch ihren Eifer auf ein gänzlich ungünstiges Terrain verlocken lassen. Ihre Führer waren in der Verwirrung verschwunden. Dagegen drangen aus allen Klüften, Büschen, Wegen, Bäumen und Stegen, ja sogar aus der dunkeln vor ihnen liegenden Schlucht herauf die wilden Verehrer Mohameds und in zwei Abtheilungen begann ein furchterlicher Kampf auf Leben und Tod. An einen Rückzug war nicht mehr zu denken. Bereits kamen vielleicht schon 20 Mann auf einen Zuaven. Das Gefecht wurde zur Metzerei. Andreas und Rudolf hatten sich mit dem Rücken an ein mächtiges Felsenstück gelehnt, ohnweit einer ziemlichen Verengerung der trennenden Schlucht, und kämpften noch immer, schon aus vielen Wunden blutend, wie ein Paar Löwen. Da schmetterte Trompetenklang von den jenseitigen Bergen. Rudolfs Schaar war vernichtet, die des Oberst hielt noch ziemlich gute Ordnung. Es blieb nur ein Ausweg und als hätte dieser Gedanken — wie es so oft im Leben geschieht, beide Freunde zugleich erfaßt, benutzten sie das augenblickliche Staunen der Araber bei dem Klang der